

Urbayerische Gedanken (44)

WIR BAYERN – Wir sind wer! Wir sind wer?

von Dr. Klaus Rose



Das Dorf. Hatte die letzte Nummer die Stadt und deren Bedeutung beleuchtet, so soll in dieser Ausgabe der „Urbayerischen Gedanken“ aus gegebenem Anlass das Dorf im Mittelpunkt stehen. Weltweit schreitet zwar die Verstädterung voran, aber in Bayern? Wird das Dorf wieder wichtiger als die Stadt? Ist Bayern überhaupt immer noch, wie in der Frühzeit, dörflich geprägt? Germanen lebten bekanntlich in Dörfern, aber die „Bajuwaren“ waren bereits eine Mischung. Sie hielten sich auch gerne in Städten auf – die sie geerbt hatten, Regensburg, Passau und andere. Die Dorfkultur stand trotzdem im Mittelpunkt.

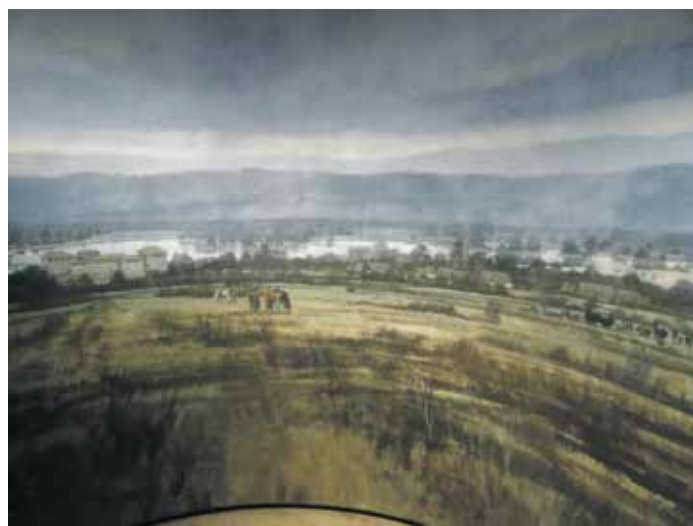
Die heutige Definition eines Dorfes meint zunächst nur eine „Siedlungsgröße“. Je nach Hausstätten und Einwohnerzahl gibt es eine Einzelsiedlung, eine kleine Gruppensiedlung und eine große Gruppensiedlung. Was in Bayern schon als Kleinstadt gilt, ist andernorts noch ein Dorf. Denn im außerbayerischen Mitteleuropa ist eine Siedlung von 1000 Hausstätten und 5000 Einwohnern immer noch ein Dorf, wenn auch ein sehr großes. Hat man mehr als 5.000 Einwohner, gar bis zu 25.000, muss man sich den Titel „ländliche Kleinstadt“ gefallen lassen. Wir sehen, der Sprung vom Dorf zur Stadt wird unterschiedlich betrachtet. Doch während man im Mittelalter von „Stadtluft macht frei“ redete, schwärmt man heute vom „frei atmen“ draußen im Lande und eben in den Dörfern. Deren gibt es etwa 35.000 in Deutschland. Sie können am Rande der Großstadt liegen, aber auch im Erzgebirge oder im Alpengebiet.

Das Dorf in der Geschichte

Ein Dorf wurde früher an seiner agrarwirtschaftlichen Bedeutung gesehen. Es lag aber auch, romantisierend, mitten in der Natur, mit Bächen und Feldern, mit Wiesen und Wäldern. Zum Bild passte auch, idealisierend, das frohgelaunte Werkeln der Bauern im Stall und bei der Ernte, beim Dreschen und beim Obstpressen. Der (kirchliche) Jahresablauf war geregelt mit Sonntagen, vielen Feiertagen, großen Hochzeiten, aufwändigem Leichenschmaus, Kirchweih- und Schützenfesten. Doch wirklich? Gab es nicht auch das andere Bild, jenes von großer Armut, Hunger, Missernten, Bränden, Krankheiten, also vom Kampf ums Überleben? Man müsste, um ein Gesamtbild zu erhalten, die einzelnen Jahrhunderte betrachten und auch die Regionen. Fangen wir



Zweimal Idylle – Künzing zur Römerzeit und Ortenburg 1630.



bei der Siedlungsgeschichte in Alt-Bayern an, von den frühesten Zeiten der ing-, heim- und ham- sowie der hausen-, stetten-Orte über die bach-, berg- und tal-Orte hin zu den Rodungssiedlungen mit dem Bestandteil reut-, loh-, schwand-. Die Einöden kamen dazu, als man nicht mehr bloß an Gewässern oder auf der flachen Ebene, sondern hinauf auf die Anhöhen siedelte. Öd-Orte finden sich noch heute zuhauf.

In den Jahrhunderten ab etwa 800 bis 1300 gab es neben den wenigen „klassischen“ Städten der Nachrömerzeit meist nur Dörfer, in denen schwer

geschuftet wurde. Denn die Grundherren lebten vom Ertrag der Arbeit der Unfreien, Knechte und Mägde. Die Adligen zogen sich ab dem 11. Jahrhundert auf Anhöhen zurück und errichteten dort die Burgen, zum Schutz und zur Kontrolle. Sie wurden mächtiger und mächtiger, verweigerten manchmal den Lehenseid und rissen sogar Regalien an sich, königliche Rechte wie das Errichten von Städten. Heinrich der Löwe, Herzog in Bayern, gründete 1158 die Stadt München. Heinrich Graf von Ortenburg machte 1206 Vilsbibingen zur Stadt. Dass an die-

sen Siedlungen vorher schon Häuser oder Höfe zu finden waren, stand dem neuen Titel „Stadt“ nicht im Wege. Die Städter führten bald ein anderes Leben als die Dörfler. Sie waren keine Universalschaffende mehr, sondern spezialisierte Handwerker, die sich zu Zünften und später Innungen zusammaten. Handwerksmeister, Händler, Geschäftsleute, Tafernwirte, Apotheker, Bader oder Lehrer prägten die Städte. Es gab die Lederergasse, die Schustergasse oder die nach Gewässern benannte Donaugasse, Bachgasse oder Weiherweg. Alles hatte seine Ordnung. Und das Dorf?

Auch aus diesem Grund kam die schwierige Reformzeit unter Montgelas wie ein Segen – auch wenn dessen Wirkung oft Jahrzehnte brauchte. Zunächst aber sorgte die Enteignung der geistlichen Grundherren ab 1804 für eine anhaltende Agrarkrise. Die napoleonischen Kriege taten ihr Übriges. Der neue Staat verschuldete sich riesig. Nicht zuletzt deshalb erfindet man 1807 auch die Biersteuer. Weil die gewohnten klösterlichen Herren weggefallen waren, mussten sich die Bauern auch neue Kreditgeber suchen. Wucherzinsen ruinierten viele Betriebe. Die einheitliche Besteuerung von Grund und Boden ab 1808 beruhigte nur langsam. Erst die Gründung von Hypotheken- oder Genossenschaftsbanken entwickelte sich zum Segen – sofern man dort Kunde oder Mitglied werden konnte. Die heutige Zeit kennt keinen Unterschied mehr zwischen Dörfern und Städten. Dass es große und kleine Steuerzahler gibt, hängt von anderen Faktoren ab.

Das heutige Dorfbild in Bayern

Es gibt kein einheitliches Dorfbild, höchstens noch die Weisheit „Lasst die Kirche im Dorf“. Weder Dorfpfarrer noch Schulgebäude noch Wirtshaus sind weiterhin bestimmend. Auch das Gemeindehaus fehlt weitgehend. In den Zentren blutet vieles aus, der Drang nach draußen herrscht vor und wird begünstigt. Bestehende Dörfer bekommen „Bürgersteige“, städtischen Siedlungscharakter und Kultureinrichtungen. In der Bayernhymne heißt es zwar „Er behüte Deine Fluren, schirme Deiner Städte Bau“. Doch wenn es um die Umwidmung von Ackerfluren in Neubaugebiete geht, schwinden alle Hemmungen. Der pralle Säckel lockt.

Was ist mit dem Zusammengehörigkeitsgefühl in einem Dorf? Es hängt wie immer von den Menschen ab. Raumordnung, Dorfontwicklung, „Unser Dorf soll schöner werden“? Man darf nicht alles über einen Kamm scheren. Wahr ist, dass noch 40 Millionen Deutsche „auf dem Land“ leben. Manche städtischen Viertel vergammeln zu, neuhochdeutsch gesagt, „No go-Areas“. Ein Dorf kann Halt geben. Aber lebt der „Urbayer“ immer noch nur im Dorf? Zumindest zur Arbeit muss er meist weiter weg, zum Dämmerchoppen oft auch. Das Klischee, dass der wahre Bayer „im hintersten Winkel“ lebt, mag sich halten, stimmt aber nicht mehr. Wie sich die Stadt änderte, so auch das Dorf.

Das Dorf seit 1800

Die alte Agrargesellschaft hatte sich bis ins 18. Jahrhundert herauf gehalten. Da war (fast) kein Bauer Eigentümer seines Hofes. Es gab die Grundherren, die eine Ernteabgabe (Gilt), eine jährliche Pacht (Stift) und eine Erbschaftssteuer forderten, wenn der Hof auf neue Betreiber überging. Beispiele für Grundherren waren der Kasten, das heißt die kurfürstliche Finanzverwaltung, die verschiedenen Domkapitel oder Klöster, die Kirchenstiftungen oder Kranken- und Pflege-Benefizien, die kleinaltigen Hofmarksherren oder manche städtische Patrizier. Über die erwähnten Abgaben hinaus war der Bauer zum Scharwerk verpflichtet (Mithilfe beim Landbau), zum Zehent (an die Geistlichkeit) und/oder auch zur Vogteiabgabe. Die Dörfer waren zwar von fortschrittlichen Landesherren zusammengefasst worden in Obmannschaften, um sie besser verwalten zu können. Es gab aber einen gewaltigen Flickenteppich. In einem Dorf konnten ungezählte Grundherren unterschiedliche Abgaben verlangen, Streit war vorprogrammiert.